



Prinzessin Celia



WUNDERZEILEN VERLAG

Copyright © 2023 by



WunderZeilen Verlag GbR
(Vinachia Burke & Sebastian Hauer)
Kanadaweg 10
22145 Hamburg
<https://www.wunderzeilen.de>
verlag@wunderzeilen.de

IM GLANZ DER NACHTSCHWÄRMER

Text © Juliet May, 2023

Lektorat 1: Vinachia Burke (www.vinachiaburke.com)
Lektorat 2: Lektoratsservice: Frei & fantastisch (www.steffifrei.de)
Korrektorat: Monika Schulze (www.suechtignachbuechern.de)

Coverillustration: Vinachia Burke (www.vinachiaburke.com)
Umschlagdesign: Vinachia Burke & Juliet May
Satz & Layout: Juliet May (www.julietmay.at)

ISBN: 978-3988670014

Alle Rechte vorbehalten.

Printed in Poland.

IM GLANZ DER
NACHT
SCHWÄRMER

WunderZeilen



INHALTSHINWEISE

Im Glanz der Nachtschwärmer ist ein Buch für Erwachsene und Teenager ab 16 aus dem Genre Urban Fantasy. Die Geschichte behandelt Themen, die mitunter Auslöser schwieriger Gefühle, Erinnerungen oder Flashbacks sein können. Bei manchen Menschen können sie negative Reaktionen auslösen. Bitte sei achtsam, wenn das bei dir der Fall ist.

Auf der letzten Seite dieses Buchs findest du eine Übersicht möglicher triggernder Inhalte.

Allen Kindern, die vergeblich um
Akzeptanz kämpfen mussten.
Die zu laut, zu verträumt, zu anders waren.
Die mit dem Gefühl aufwachsen, falsch zu sein.
Und allen Erwachsenen, die sie geworden sind:

Uns ist diese Geschichte gewidmet.

In liebevoller Erinnerung an meine Katze Celia

GLOSSAR



Ein großer Teil dieser Geschichte spielt in Wien, der Hauptstadt von Österreich. Da die Charaktere in ihren Gesprächen bestimmte Ausdrucksweisen und Begriffe verwenden, die in anderen deutschsprachigen Ländern nicht geläufig sind, findet ihr nachfolgend ein kleines Glossar.

Im Fließtext werden die hochdeutschen Bezeichnungen verwendet, doch die Dialoge sollen natürlich authentisch sein.

Bim, die (N.), umgangssprachliche Bezeichnung für die Straßenbahn. Nicht zu verwechseln mit der S-Bahn (Züge) oder U-Bahn.

Gemeindebau, der (N.), als Gemeindebau wird ein Wohnblock des sozialen Wohnungsbaus bezeichnet. Die ersten entstanden in den 1920er Jahren und waren in vielen Bezirken als günstige Wohnungen für Gastarbeitende konzipiert. Vergleichbar ist diese Art von Wohnbau mit den deutschen Plattenbauten.

Honorarnote, die (N.), ein Beleg über die Kosten einer freiberuflichen Leistung, wie sie Ärzt:innen ausstellen.

Kalbspariser, die (N.), feine Wurstsorte, in Deutschland unter der Bezeichnung »Lyoner« bekannt.

Obers, das (N.), Schlagobers. Bezeichnung für Sahne.



Parte, die (N.), schriftliche Mitteilung eines Familienereignisses u.a. über Geburt, Taufe oder Tod einer Person.

Steiermark, die (N.), eines der neun Bundesländer Österreichs. Die Steiermark grenzt an Slowenien.

tatzen, (V.), Bezeichnung dafür, dass Tiere (v.a. Katzen) mit ihrer Pfote nach etwas schlagen.

Topfen, der (N.), Bezeichnung für Quark.

Topfencreme, die (N.), süße Zubereitungsart von Topfen, der im Supermarkt neben Joghurts verkauft wird.

Trafik, die (N.), Verkaufsstelle für Tabakwaren, Zeitungen, Magazine, Schreibwaren, Ansichtskarten und andere Kleinwaren. Vergleichbar mit dem deutschen Kiosk.

Volksschule, die (N.), vierjährige Grundschule, die Kinder ab dem sechsten Lebensjahr besuchen.



WUSSTEST DU ...



... dass Menschen im Durchschnitt 1.460 Träume pro Jahr haben? Etwa fünfmal pro Nacht verarbeitet das Gehirn bewusste und unbewusste Erfahrungen des Tages und gleicht sie mit der Vergangenheit und Gedanken an die Zukunft ab. Träume sind das, was die Menschen während dieses Prozesses sehen. Sie träumen in jeder Schlafphase, obwohl sie sich nur selten daran erinnern. Am häufigsten klappt das beim REM-Schlaf. Die längsten Träume finden morgens statt.

Wenn Menschen in der Kindheit häufig Schwarz-Weiß-Fernsehen gesehen haben, träumen sie laut Statistiken seltener in Farbe. Man sagt, dass selbst Embryonen träumen, während sie im Mutterleib sind. Aufgrund der fehlenden visuellen Reize handelt es sich dabei meist um Gefühle und Geräusche.

Die antiken Griechen glaubten, Träume seien Botschaften der Götter, einschüchternder Geister sowie Incubi und Succubi

Die zehn häufigsten Träume der Menschen handeln vom Fallen, Fliegen, Gejagt werden, Zahnverlust, Eingesperrt- oder Gefangensein, von sexuellen Handlungen, einer Rückkehr zur Schule, davon, ein Verkehrsmittel oder Event zu verpassen oder vom Partner betrogen zu werden.

Forschungen in diesem Bereich lassen vermuten, dass auch Tiere träumen. Die Inhalte werden uns wahrscheinlich auf ewig ein Geheimnis bleiben.

Über die Funktion der Träume gibt es unterschiedliche Auffassungen. Manche sagen, sie dienen der Reifung des Gehirns



oder dem Lösen von Problemen aus dem Wachleben. Andere sind wiederum der Ansicht, dass es sich dabei um einen Entspannungszustand des Geistes handele, um angstbesetzte Inhalte oder einfach nur die Eindrücke des Tages zu verarbeiten. Vielleicht sind sie auch bloß ein Überbleibsel der Evolution, wie die Weisheitszähne oder die Nickhaut.

Doch was auch immer hinter ihnen steckt: Träume sind faszinierend. Zahlreiche Mysterien ranken sich um das Erleben im Schlaf, es bietet Stoff für unendlich viele Geschichten.

Eine davon ist diese.







TEIL I

NYCTOPHILIA

DIE LIEBE ZUR DUNKELHEIT.
DAS FINDEN VON RUHE, HARMONIE UND
WÖHLBEHAGEN IN DER NACHT.



»Ich war schon immer ein Kind der Nacht. Seit ich mich erinnern konnte, lag meine Mutter mir damit in den Ohren, nicht erst schlafen zu gehen, wenn normale Menschen sich für die Arbeit fertig machten. Und seit jeher fragte ich mich, warum mich diese Vorliebe für Stille und Dunkelheit so sehr von diesen normalen Menschen unterschied, von denen sie sprach.

›Hallo. Mein Name ist Aristella. Und ich bin nicht normal.«

Könnt ihr euch den Blick meiner Lehrerin ausmalen, als ich mich an meinem ersten Schultag mit diesen Worten vorstellte? Ein sechsjähriges Mädchen, das ihre Zahnücke stolz vor einem Raum Gleichaltriger zur Schau stellte. Ein Mädchen, in dem irgendetwas zerbrach, als alle begannen, es für diese Worte auszulachen; selbst die Lehrerin. Dieser kleine Fauxpas war der Anfang vier langer und schmerzhafter Jahre, die mich jegliches Interesse am Lernen vergessen ließen.

Zwei Freunde standen mir zur Seite, die meine Mutter mir aber oft verbot, zu sehen. Außerdem hatten sie ihre eigenen Päckchen zu tragen. Also galt es, unsichtbar zu werden, um mich dem Spott der anderen zu entziehen.

Unsichtbar für meine Mitschüler, die fortan immer etwas fanden, aus dem sie mir einen Strick drehen konnten.

Unsichtbar für meine Lehrerin, der ich für eine Volksschülerin zu aufgeweckt war und zu viel wusste.

Ich war zu unruhig, zu mitteilungsbedürftig, sang zu energisch, tobte beim Fangenspielen in der Pause zu viel herum und war immer zu schnell mit meinen Aufgaben fertig. Für sie bestätigten sich die Worte, mit denen ich diese Tortur von Volksschule begonnen hatte: Nichts machte ich wie die anderen, also war ich eben nicht normal.



Rückblickend fragte ich mich oft, warum solche Menschen eine pädagogische Laufbahn wählten. Und vor allem, ob es da nie jemanden gab, der ihnen deutlich sagte: ›Es tut mir leid, aber Sie sind definitiv nicht dazu geeignet, mit Kindern zu arbeiten.‹ Doch was zählen diese kleinen Menschen schon?

›Hallo. Mein Name ist Aristella.‹

Ob ich denn nicht mehr über mich erzählen wollte, fragte mein Klassenlehrer am Gymnasium. Ich schüttelte den Kopf und setzte mich. Noch einmal würde ich ihnen keine Angriffsfläche bieten. Doch als die Schulleiterin meiner Mutter bei der ersten Konferenz darlegte, dass ich für mein Alter außerordentlich schüchtern wäre, mich außerdem nicht an Klassenaktivitäten beteiligte und kein Interesse am Schulstoff zeigte, hatte ich auch ihre Erwartungen abermals erfüllt:

›Warum nur kannst du dich nicht verhalten wie ein normales Kind?‹

Weil ich nicht weiß, wie das geht, dachte ich still und wandte doch nur meinen Blick ab.

›Würdest du mehr schlafen, wärst du auch aufmerksamer. Kein Wunder, dass du tagsüber nicht den Mund aufkriegst.‹

Doch daran lag es nicht. Diese Welt war laut. So unerträglich laut für jemanden, der einfach nur seine Ruhe haben wollte. Und irgendwann, als ich mitten in der Pubertät steckte und meine Mutter mir aus Resignation endlich einen Computer ins Zimmer stellte, da wurde mir eine Sache bewusst:

Da draußen gab es sehr wohl noch weitere Menschen wie mich. Wer war schon meine Mutter, dass sie die anderen als normal betitelte und uns aufs Abstellgleis schob? Immerhin taten wir niemandem etwas. Wir triezten nicht, wir gaben niemandem abfällige Spitznamen und schlugen auch keine Augen blau oder Nasen blutig. Nein, wir Nachtschwärmer



wollten einfach nur unseren Frieden in einer Gesellschaft, in der jeder sich krampfhaft zu allem äußern musste. Lauter, schneller, skrupelloser, forscher. Mehr Aufmerksamkeit, mehr Raum zur Selbstdarstellung.

Als meine Mutter starb, war ich vierzehn. Es fällt mir immer noch schwer, diese Worte auszusprechen, denn trotz all unserer Differenzen war sie die einzige Familie, die ich gehabt hatte. Natürlich gab es da noch meinen Vater, doch sein Gesicht sah ich zum ersten Mal, als das Jugendamt entschied, dass ich nicht allein wohnen könnte. Da tauchte er auf, mein Held und Retter, mit den gleichen graublauen Augen und asymmetrischen Lippen wie ich. Und ich hasste ihn für diese Gemeinsamkeiten, die mir im wahrsten Sinne des Wortes entgegenstrahlten. Hätte er sich jemals um meine Mutter oder mich gekümmert, wäre sie nicht vor lauter Erschöpfung krank geworden. Ein reicher Schnösel, wie ich fand, mehr steckte nicht in ihm. Er war Geschäftsleiter eines IT-Unternehmens und verfolgte das Ziel aggressiver Expansion; in etwa so, wie er mich plötzlich einfach in sein Leben gezerrt und damit seinen Einflussbereich erweitert hatte. Der Schulwechsel und Umzug in das Nachbarbundesland waren für mich weniger schlimm gewesen: Dort war ich immer noch der ruhige Teenager, von dem man gern mal vergaß, dass er überhaupt existierte. Doch in meinem Kopf war es alles andere als still. Da mein Vater ständig arbeitete, störte es ihn wenig, dass ich mich hinter meinem Computer versteckte. Stattdessen versuchte er, mich mit teuren Geschenken aus der Reserve zu locken, kaufte mir einen Laptop und erwartete daraufhin, dass ich jeden Tag pünktlich zu den Mahlzeiten erschien sowie keinen Ärger machte.

Zwei Jahre lebte ich mit meinem Vater, seiner Frau Petra und ihrem ach so entzückenden kleinen Sohn Nils, bevor er mir eines Tages eröffnete, dass er beruflich nach Frankreich ziehen



würde. Es war der Zeitpunkt in unserer Beziehung, an dem ich ihm das erste Mal vollauf dankbar war: Statt mich mitnehmen zu wollen, fragte er, ob ich mich bereit fühlte, mit sechzehn schon allein zu wohnen. Er hatte schließlich auch gemerkt, dass ich mich nicht in die Familie eingliederte, und bot an, mir eine kleine Wohnung in meiner Heimatstadt zu bezahlen. Das war das letzte Gespräch, das wir geführt hatten, bevor er sich und seine Liebsten in den Firmenjet hievte und mir ein Bahnticket zurück nach Wien hinterlegte.

Umringt von Möbelpackern fand ich es am nächsten Morgen auf dem Frühstückstisch vor, ehe sie auch den nach draußen in den Umzugswagen trugen. In dem Brief, den er mir hinterlassen hatte, stand eine Adresse, die unweit meines alten Viertels lag. Außerdem teilte er mir darin mit, dass er mich fürs nächste Schuljahr an meinem damaligen Gymnasium angemeldet hatte. Zwei Jahre lagen noch vor mir, er war sich sicher, dass ich das schaffen würde. Und ich? Nun, angesichts meiner neuen Lebensumstände, befand sich die Schule auf meiner Prioritätenliste noch weiter unten als zuvor.

Meine Möbel wurden von den Packern abtransportiert, sobald ich den Inhalt meiner Schränke in Kartons gestopft und zwei Scheiben Toast vertilgt hatte. In einem ruhigen Moment schnappte ich mir die teure Kaffeemaschine aus der Küche, bevor die Männer sie noch davontrugen, und beschriftete den zugehörigen Karton mit einem krakeligen ›ARISTELLA‹, damit ich zumindest einen Freund mit in mein neues Leben nehmen konnte, der mir stets gute Dienste geleistet hatte.

Und dann war ich endlich wieder in der Stadt. Zurück in Wien, in einem hoch gelegenen kleinen Apartment mit Ausblick auf die Donau. Ich genoss ihn hauptsächlich nachts, mit einer Tasse Kaffee aus der gestohlenen Maschine. Die Lichter der Häuser und Straßen funkelten wie die Augen lebendiger Wesen.



Alles glitzerte im Schwarz der Nacht, ein Patchwork brennender Lichter der Wolkenkratzer drüben in Kaisermühlen zu Linken und des Riesenrads im Prater zur Rechten.

Hier fühlte ich mich wohl. Umgeben von Zimmerpflanzen, Kaffeeduft und dem Surren meines Computers. Dass ich die Schule abgebrochen hatte, erzählte ich meinem Vater erst drei Jahre später, woraufhin er mir die Mietkosten streichen wollte. Doch da ich mich in eine Abendschule einschrieb und trotz all seiner vierzehntägigen Fürsorge in Form einer E-Mail immer noch Halbwaise war, konnte er sich nicht so einfach aus der Verantwortung stehlen.

Ich versprach, meinen Abschluss abends nachzuholen, jobbe seitdem tagsüber in einem Café und genieße die Freiheit, die mir dieses Leben bietet. Ich brauche keine Familie, keine riesige Wohnung und niemanden, der mich nach einem langen Tag mit einem selbstgemachten Essen erwartet und meine Sorgen auffängt. Ich bin unabhängig, solange ich mich hie und da ein kleinwenig an die Regeln halte.

›Friedlich, aber gespenstisch. Ruhig und dennoch voller Leben. Dunkel, doch mit umso herrlicheren Akzenten. Die Nacht hat viele Facetten. Die einen schlafen tief und fest, die anderen drehen erst so richtig auf, wenn die Sonne am Horizont verschwunden ist. Zur letzteren Sorte gehöre auch ich: Aristella. Ich bin zwanzig und finde, die Nacht ist der bessere Tag.‹

Meine Vorstellung in der Abendschule vorletztes Jahr, die wir literarisch mit einem Fakt über uns verbinden sollten, war on point. Und zum ersten Mal machte es mir nichts aus, nicht normal zu sein.

Das ist meine Geschichte, ungeschönt und ohne mich in ein gutes Licht rücken zu wollen. Denn ich bin voreingenommen, urteile schnell und bin alles andere als ein Sonnenschein. Viel mehr gleiche ich einer dunklen Gewitterwolke, die still und leise



über den Himmel zieht, bis sie an der richtigen Stelle ist, um sich in einem gewaltigen Knall zu entladen.«

Stille.

Die geweiteten Augen ihrer Therapeutin sprachen Bände; oder sah sie nach Aristellas Monolog womöglich davon ab, sie als Klientin anzunehmen? Ihr Assistent stand auf, schob sich kaum merkbar aus dem Raum. Vermutlich würde er seine Berufswahl nach dieser Sitzung noch einmal überdenken.

Die Lippen der Therapeutin zuckten. Sie setzte mehrfach zu sprechen an, um doch nur wieder auf ihre Notizen zu blicken. Und dann, als das bedrückende Schweigen unerträglich zu werden drohte, räusperte sie sich.

»Eine Gewitterwolke, sagst du?« Sie faltete ihre Hände. »Das ist ein interessantes Bild.« Aristellas anfängliche Euphorie über diese anerkennenden Worte verebbte jedoch, als sie nachsetzte: »Magst du Gewitter denn gern?«

Aristellas Finger krallten sich in das Kissen, das sie auf ihren Beinen abgelegt hatte. »Nein«, erwiderte sie lakonisch. »Das hat nichts mit Vorlieben zu tun. Mir schien der Vergleich gerade bloß passend.«

»Weil es in der Schule stets hieß, du wärst teilnahmslos und schweigsam, du unter den richtigen Menschen jedoch auftaust und deinen Redebedarf nachholst?«

Aristella hob einen Mundwinkel. Das traf es schon eher. »Oder in Situationen wie diesen.«

Ein Lächeln stahl sich auf das faltige Gesicht der Dame. »Ich finde es gut, dass du dich in diesem Setting bereits wohlfühlst.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

Sie sah Aristella verständnislos an; beinahe verletzt. Weshalb sie wie so oft die Professionalität der Therapeutin in Frage



stellte. »Eine Gewitterwolke entlädt sich dann, wenn ihre Spannung unerträglich wird«, erwiderte die.

Diesmal wich Aristella ihrem Blick aus. »Und wenn wir einen Moment lang davon ausgehen, dass diese Gewitterwolke Gefühle hat und über Verstand verfügt, dann wäre es doch möglich, dass sie auch einfach nur etwas zerstören möchte.«

»Hier gibt es doch gar nichts, was sich zerstören lässt.« Aristella entging nicht, dass die Therapeutin seufzte, obwohl sie jegliche Anzeichen dafür zu unterdrücken versuchte. Sie legte Block und Stift zur Seite; vermutlich hatte sie endlich aufgegeben und Aristella konnte hier weg. »Aber du hast auch kein Interesse daran, irgendetwas entstehen zu lassen. Liege ich da richtig?«

»Wozu auch?« Das hier war sinnlos, mitunter sogar gefährlich. Es würde zumindest zu nichts Gutem führen.

»Warum bist du hier, Aristella?«

Sie schnaubte höhnisch. »Weil mein Vater mich neuerdings für verrückt hält.« Wozu stellte sie ihr diese Frage? Aller Welt war doch hinlänglich bekannt, was man sich über sie erzählte.

»Was ist in diesem Sommer passiert?«

Aristella zählte die Sekunden. Direkt vor ihrem geistigen Auge erschien er, ihr Geduldsfaden; und er war zum Zerreißen gespannt.

»Aristella?« Die Frau rückte nach vorn. »Ich kann dir nur helfen, wenn du mich lässt.«

Oh, wie falsch sie lag. Denn Aristella war nicht diejenige, der diese Macht oblag; sie hatte die Kontrolle über ihr Leben längst verloren. Da vernahm sie es wieder: das unruhige Rascheln in ihrer Tasche. Und sie betete, dass es der Therapeutin verborgen blieb, bis sie sie endlich als hoffnungslosen Fall abgestempelt und vor die Tür gesetzt hatte.



